



## Facetten der Interkulturellen Öffnung 2. Nürnberger Integrationskonferenz am 28.4.2012

**Diana Liberova**

Vorsitzende des Nürnberger Rates für Integration und Zuwanderung

### Grußwort

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

normalerweise hat es der zweite Redner einfach. Heute habe ich das Gefühl, hat er, habe ich, es schwieriger. Es ist gerade darum gegangen, was ich eigentlich vorbereitet habe. Meine Rede kann ich nun beiseite legen. Ich greife nur einige Aspekte auf, die ich in den Fokus rücken möchte. Vieles wird sich aber wiederholen. Vielleicht auch, weil der Nürnberger Teil dieser lokalen Politik in eine ähnliche Richtung denkt.

Das Thema der heutigen 2. Nürnberger Integrationskonferenz beschäftigt uns eigentlich noch nicht so lange. Es beschäftigt Deutschland nicht so lange, und doch hat es sehr schnell Einkehr in alle Diskussionen, in alle möglichen Institutionen gefunden. Egal bei welcher Konferenz man anwesend ist, auf welchem Integrationsgipfel man sich befindet, spricht man von der interkulturellen Öffnung, von der Willkommenskultur. Es ist schön, dass wir darüber *sprechen*. Ich hoffe, es wird sehr, sehr schnell auch zum *Handeln* kommen – dass wir es tatsächlich leben werden. Die Frage, die sich bei diesen ganzen Konferenzen stellt – die auch bei uns manchmal gestellt wird – ist die Frage „Warum reden wir von der interkulturellen Öffnung?“. Reden wir über dasselbe? Was bedeutet sie? Wer soll sich öffnen? Wer war vorher verschlossen? Auch das ist natürlich die Frage, die man sich vorher stellen muss. Wen wollen wir in welche Richtung bewegen? Und wozu?

Die Frage der interkulturellen Alphabetisierung für alle ist eine Grundsatzfrage. Sie hat den Rat schon länger beschäftigt. Herr Göbbel wird bestätigen, dass wir schon lange an der Frage der „Integrationskurse für alle“ dran sind. Das wäre *ein* Teil von solch einer interkulturellen Sensibilisierung, weil man so etwas tatsächlich nicht erlernen kann. Man stellt immer wieder fest, nach zwei- oder fünftägigen interkulturellen Kompetenzseminaren kommen Menschen heraus, die sich gerade noch zwei Tage erinnern können wie der Zustand war. Es ist sehr schwierig, diese Haltung, die man versucht aufzuzeigen, auf das alltägliche Handeln zu übertragen. Das ist eine Leistung, die jeder Einzelne selber leisten muss. Das werden wir in den Kursen nicht erlernen. Das werden wir uns mühsam selbst erarbeiten müssen – ausgehend davon, dass es ein schwieriger Weg sein wird. Denn wir müssen unsere eigenen Vorstellungen in Frage stellen, uns neu orientieren und lernen, offen gegenüber anderen zu sein; und eigene Vorurteile, die *jeder* Mensch hat und die auch normal sind, in Frage stellen. In dem Moment, in dem wir das erkennen, haben wir vielleicht bereits den ersten Schritt getan zu dieser interkulturellen Alphabetisierung.

Aus meiner Sicht gehen wir mit der heutigen Konferenz einem gemeinsamen Verständnis einen Schritt entgegen. Wir zeigen, was für uns als Stadt Nürnberg interkulturelle Kompetenz und interkulturelle Öffnung bedeutet. Und ich freue mich, dass wir es in diesem Jahr geschafft haben, das viele Zuwandererinstitutionen mit dabei sind und mitdiskutieren werden. Denn meine Sicht ist, wir müssen nicht nur die Mehrheitsgesellschaft interkulturell öffnen. Wir müssen auch an uns arbeiten, an uns als Zugewanderte, die auf einmal willkommen sind; uns selber zugestehen, dass wir Teil dieser Gesellschaft sind; und wir müssen auch an *unserer* Partizipation arbeiten. Wenn wir die Frage nach

Integrationsverweigerung stellen, müssen wir uns nicht nur fragen, warum die türkischstämmige Mutter nicht zum deutschen Fest kommt, sondern auch, warum die deutschstämmige Mutter nicht zum türkischen Fest kommt. Auch das ist eine Frage, mit der wir uns beschäftigen sollten; und ich hoffe, dass wir auch dafür heute ein paar Ansätze mitnehmen können.

Das Thema habe ich mal in einer Schule angesprochen und ich habe tatsächlich festgestellt, dass bei den Schulkonferenzen, bei denen ich in letzter Zeit war, oft über Interkulturelles gesprochen wird – über die verschiedenen Aspekte; die Menschen mit Migrationshintergrund – und oft beginnen die Schulleiter mit dem Satz: „Ich bin ein Schulleiter an einer Schule mit 80% Migrationshintergrund. Sie wissen, was das bedeutet.“ Und ich muss mich immer fragen: Was bedeutet das denn? Es ist eine automatische Unterstellung, dass Kinder mit Migrationshintergrund eine riesige Last für die Schule sind. Und das ist die Grundeinstellung, mit der wir versuchen, an die Beschulung dieser Kinder heranzugehen. Und das ist diese übertriebene pädagogische Arbeit, von der Herr Oberbürgermeister sprach. Ich hoffe, dass wir darüber reden können und trotzdem etwas lernen von der Vielfalt der Kinder und Jugendlichen, die kommen, und die vielleicht gar nicht wissen, wer sie sind. Ich glaube nicht, dass sich jedes in Deutschland geborene Kind überlegt: „Bin ich jetzt ein Deutscher oder bin ich kein Deutscher, wozu brauche ich eigentlich den Migrationshintergrund, falls ich einen habe?“ Und ich will, dass auch ein Kind mit Migrationshintergrund – nicht in der Pubertät, da ist sicher nicht die richtige Zeit für diese Selbstbestimmung – dass das Kind Zeit hat, um selbst festzulegen, wer es ist, was es ausmacht, wie es leben möchte und wie es sich selbst identifizieren will. In die Richtung sollten wir arbeiten. Und das bedeutet, dass wir auch in den Schulen dieses vielfältig- und unterschiedlich-sein als Wertvorstellung lassen müssen. Wir müssen aber auch anknüpfen. Die Schule kann nur auf einem vorhandenen Alltagswissen aufbauen – und wir müssen überprüfen, ob das „Alltagswissen“, was in Büchern als solches steht, auch dem Alltagswissen der Jugendlichen entspricht. Ob wir auch da einzelne Aspekte verändern müssen, um die jungen Menschen mitzunehmen und um sie sich in den Schulen zu Hause fühlen zu lassen. Bis jetzt haben wir feststellen müssen, dass vieles von dem, was die Kinder zu Hause lernen, zu Hause bleiben *soll* – weil die Kinder so in der Gesellschaft aufwachsen. Ob es die Muttersprache ist, oder es andere Verhaltensweisen sind, die uns nicht gefallen, oder die uns nicht in den Rahmen passen. Erst wenn ich mich ein bisschen mit diesem Thema auseinandergesetzt habe und eine Entscheidung getroffen habe, kann ich sicher sein, dass ein Teil von mir auch an dieser Schule, von diesem Bildungssystem anerkannt wird.

Wir sollen in Richtung Vielfalt denken. Und ich hoffe, dass die Debatte um Inklusion, die wir führen, uns auf diesem Weg, mit dieser Wende unterstützt. Der Weg setzt auch auf der Ebene der formalen Voraussetzungen an, wie etwa Rollstuhlfahrer herein kommen können. Und ich hoffe, dass wir langsam die Diskussion so weit bringen, dass jeder Inklusion als Teil der Normalität bezeichnet, die wir nun mal haben – unabhängig davon, ob es Mädchen sind, Jungen sind, Kinder mit einem türkischen Pass und einer griechischen Mutter oder Kinder mit einer – welcher auch immer – Behinderung. Gerade auch, wenn wir über gute, in Deutschland vorhandene Werte sprechen.

Interkulturelle Öffnung ist für mich aber auch ein Tun. Ein Tun, in dem wir den Mitmenschen begegnen, von dem aber auch die kommunalen Behörden eingeschlossen sind. Und ich wage es, in den Raum zu stellen, dass die Behörden oft nicht nur Menschen mit Migrationshintergrund gegenüber nicht unbedingt eine Willkommenskultur praktizieren. Also es geht hier um allgemeine Veränderungen – nicht nur bezogen auf die Zugewanderten. Und doch müssen wir uns die Frage stellen: Was steckt denn hinter einem Menschen, der vielleicht gebrochen Deutsch spricht? Wir haben die Diskussionen mit einem Mitglied des Integrationsrates, der heute auch da ist, geführt: Cooper Thompson, der bereitwillig nach Deutschland kam und der ein – total coolen – Akzent hat. Und der immer wieder die Frage stellt: „Warum muss ich so perfekt

sein, um hier anerkannt zu werden? Muss ich das denn? Wie viel Deutsch brauche ich, um von der Gesellschaft anerkannt zu werden?“ Und auch er musste feststellen als er in den Integrationsrat gewählt wurde, dass unser Deutsch im Plenum viel zu schwer ist. Und so sind auch wir nicht interkulturell offen. Sondern auch wir müssen lernen, auch innerhalb des Gremiums langsamer zu sprechen, etwas zu erklären, vielleicht auch mal diejenigen mitzunehmen, die nicht so schnell im Übertragen sind, die nicht mit Anträgen im Beamtendeutsch umgehen können. Auch wir müssen akzeptieren, dass Deutsch *können* nicht berechtigt, den Perfektesten zu spielen und sich von einem anderen Menschen abzuheben. Und die Akzeptanz, dass Menschen mit einem Akzent auch etwas Gutes sein können, muss erlernt werden in einer bzw. auf dem Weg zu einer offenen, toleranten Gesellschaft, die auch ihre eigene Kompetenz in Frage stellt.

Interkulturelle Öffnung bedeutet für mich, den anderen das Recht zu geben, anders zu sein. Und diese Anderen, dieses anders sein – denn wir alle sind unterschiedlich – nicht sofort zu verurteilen; nicht zu urteilen, wegen eines anderen Aussehens, wegen der Herkunft. Die schreckliche NSU-Mordserie zeigt, was passieren kann, wenn die Menschenwürde und die Menschenrechte einer kleinen Gruppe oder großen Gruppe von Menschen nicht zuerkannt werden. Also müssen wir den Geist verändern, der unsere Gesellschaft ausmacht. Dabei dürfen wir überlegen, welche Instrumente uns dabei unterstützen können. Solange sich der Geist nicht verändert hat, werden wir auch mit noch so tollen Integrationsprojekten nichts erreichen. Wir müssen neue Kompetenzen entwickeln, und Interesse an anderen Menschen unterstützen. Die Vereine von Zugewanderten beschwerten sich oft darüber, dass sie die Mehrheitsgesellschaft nicht mit ihren Angeboten erreichen. Auch da müssen wir uns überlegen, wie wir uns gegenseitig unterstützen können. Wie wir uns gegenseitig dazu bringen können, dass Russischstämmige bei Veranstaltungen von Türkischstämmigen auftreten oder dass wenn jemand aus Griechenland auftritt, nicht immer nur die Mehrheitsgesellschaft derjenigen, die keinen andere Migrationshintergrund haben als Zielgruppe der Werbung gesehen wird. Wir müssen uns auch überlegen: „Hab ich die anderen eingeladen? Aus einer anderen Gruppe?“ Auch daran müssen wir arbeiten.

Ich frage mich, ob wir es heute geschafft haben, da viele Menschen mit Migrationshintergrund wie ich schon gesagt habe heute da sind. Wir müssen noch mehr daran arbeiten, dass Menschen ohne Migrationshintergrund an einer im nicht-dienstlichen Zusammenhang stehenden Veranstaltung von Menschen mit Migrationshintergrund auftauchen. Soweit sind wir noch nicht. Und wir müssen feststellen, dass sich die Bevölkerung oft für die Themen, die uns politisch bewegen und die auch Zuwanderervereine bewegen, sich kaum interessiert. Ich hoffe, dass wir da einen gemeinsamen Nenner schaffen, um uns gemeinsam inspirieren zu lassen – ein Miteinander schaffen. Und ich hoffe, dass wir auf der folgenden Konferenz – für uns alle zumindest – klar verstehen werden, was für uns die interkulturelle Öffnung ausmacht.

Lassen Sie mich zum Schluss noch eine kleine Anekdote erzählen, die mir gestern widerfahren ist, und die mich gestern den ganzen Tag beschäftigt hat. Ich war wieder erschrocken, weil ich gedacht habe, wir seien weiter. Und es zeigt wieder die Alltagserfahrung, die Integration so schwierig macht. – Wir waren in einem Asylbewerberwohnheim in Nürnberg – ich darf es erzählen, da es nicht in der Zuständigkeit der Stadt liegt, und ich es so kritisieren darf: Eingeladen wurden wir von den Frauen selber – das ist zum ersten Mal, dass die Flüchtlingsfrauen sich getraut haben, auf uns zuzugehen, und sagten, wir wollen euch treffen, mit euch reden. Sie haben uns ihre Geschichte erzählt. Wir haben einige Flüchtlingsunterkünfte in Nürnberg und eine „Luxus-Unterkunft“ in der Friedrichstraße. Und die Situation, die wir vorfanden, hat uns verwundert – wir waren eigentlich eingestellt darauf, das zu sehen, was wir gesehen haben. Die Frauen haben erzählt über die Hausmeister, wie sie Essenspakete austeilen, und die keine Zeit haben, auch mal einen Blick auf einen

Brief zu werfen; und dass sie keinen Ansprechpartner vor Ort haben, was ihren Prozess der Eingliederung sehr schwierig macht, wohlwissend, dass sie sich eigentlich gar nicht eingliedern sollen. Aber es ist sehr schwierig für Menschen, in der Isolation zu leben. Und wie gerufen, kam am Ende der Hausmeister an. Er hatte nicht gewusst, dass wir zu Besuch sind. Erst hat er uns erklärt, dass wir gar nicht anwesend sein dürften. Es sei eine Flüchtlingsunterkunft und es sei kein Besuch erlaubt – was eigentlich nicht stimmt, raus darf zwar niemand, aber wir dürfen ja hin, warum nicht? Dann hat er die Frauen angeschrien und ihnen fünf Sekunden Zeit gegeben, damit sie schnell nach unten rennen, um ihre Essenspakete abzuholen. Die nächste Paketausgabe wäre erst wieder am Dienstag. Also war die spontane Entscheidung, am Donnerstag bekommen die einen Essenspakete, am Freitag die anderen – „Ich komme einfach um 12.00 Uhr herein, schreie alle zusammen, dann gebe ich allen ihre Pakete und sie sind glücklich.“ Ich war schockiert, schon ein bisschen aufgebracht, musste aber gehen. Bin nach unten, während die anderen noch oben blieben, um zu Ende zu diskutieren. Und am Ende habe ich unten folgende Situation miterlebt: Ich habe eine Frau angetroffen, die ganz gut Deutsch gesprochen hat – zwar noch nicht perfekt Deutsch, aber sie bemüht sich drum –, die angeschrien wurde von diesem Hausmeister, weil sie sich darüber beschwert hatte, dass sie ein Mischbrot bestellt und ein Fladenbrot gekriegt hat. Er hat gesagt: „Du musst essen Brot.“ Und ich muss mich wieder fragen: Ist das ein Umgang, der menschenwürdig ist? Wenn wir in einen Laden gehen und etwas bestellen, jedoch etwas anderes kriegen, dann möchte ich die Situation mal erleben. Menschen, die angeblich so frei sind ein Paket selber zusammen zu stellen, müssen sich damit zufrieden geben, dass sie überhaupt etwas zu essen kriegen. Das ist die Einstellung, der eigentlich die Integrationsarbeit verpflichtet ist. Und solange wir diesen Geist der Öffnung nicht überwunden haben, werden auch die ganzen Millionen, die wir da rein stecken, nichts bringen. Das ist leider nicht leistbar.